

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Stefan Adrian, Kai Schächtele

Immer wieder nimmer wieder

Vom Schicksal des österreichischen Fußballs

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

Inhalt

Vorwort **9**

Das unvollendete Erbe des M. D. Nicholson **13**

Vom Los, immer der Erste sein zu wollen – Die Vienna,
der Spiegel des österreichischen Leidens **19**

Es geht nicht ohne, es geht nicht mit – Rapid und Austria,
die Antipoden aus der Hauptstadt **31**

Visionär des kontinentaleuropäischen Fußballs –
Die Geschichte des Hugo Meisl **51**

Matthias Sindelar – Das eigentliche Wunder im
österreichischen Team **67**

Schwierige Beziehung zweier ungleicher Nachbarn –
Die Piefkes und die Ösis **81**

Der Schöne-Welt-Meister oder: Das Leiden mit dem
Team **99**

Rettet das Spektakel! – Der Bandenzauber in der Wiener
Stadthalle **117**

Mehr ist weniger – Der Reformeifer der österreichischen
Bundesliga **129**

The Bull, The Bad & The Ugly – Die Ära der Mäzene **135**

Das Konkursmassenphänomen **161**

»Heimweh hat seinen Preis« – Der Aufstand der Provinz **183**

Der steinige Weg in die Moderne **201**

Dank **221**

Vorwort

Dass sich ein Österreicher und ein Deutscher gemeinsam daran machen, die Wahrheit des österreichischen Fußballs zu ergründen, hat natürlich seine Tücken. Vor allem für den Deutschen. Die fangen damit an, dass sich Gesprächspartner in Wien darüber wundern, wenn man ein paar Minuten zu spät zum vereinbarten Treffpunkt kommt – wo die Deutschen doch so für ihre Pünktlichkeit bekannt sind. Und sie gehen damit weiter, dass man mit Beppo Mauhart zusammensitzt, dem großen alten Mann des österreichischen Fußballs. Mauhart war 18 Jahre lang Präsident des ÖFB. Er hat alles mitgemacht, was man als Fußballfunktionär erleben kann. Die Teilnahmen bei den Weltmeisterschaften 1990 in Italien und 1998 in Frankreich genauso wie die beiden historischen Niederlagen der Nationalmannschaft: das 0:1 gegen die Färöer-Inseln im Herbst 1990 und das 0:9 gegen Spanien achteinhalb Jahre später.

Auch bei der Eröffnung des frisch renovierten Ernst-Happel-Stadions im Oktober 1986 war er im Amt, zu Gast war die deutsche Nationalmannschaft. Beim Bankett vor dem Spiel, erinnert sich Mauhart während des Interviews, sagte er zum italienischen Schiedsrichter, er möge zur Feier des Tages doch bitte für Österreich pfeifen. Mauhart lächelt noch heute verschmitzt, wenn er davon erzählt, der Präsident des Deutschen Fußball-Bundes konnte damals allerdings gar nicht darüber lachen. Mauhart denkt nach, wer das gewesen sei, ihm mag der Name nicht eingefallen. Und als dann der Deutsche, der Österreicher und der ehemalige ÖFB-Präsident gemeinsam überlegen, bricht

Mauhart die Suche mit dem Hinweis ab: »Keinen Humor zu haben ist für einen deutschen Präsidenten ja kein Erkennungsmerkmal.« Er meint das natürlich nicht böse, aber so einen Schmäh muss man sich eben gefallen lassen, wenn ein Deutscher auf die Idee kommt, gemeinsam mit einem Österreicher herausfinden zu wollen, warum der Alpenfußball den Anschluss an die großen Nationen Europas verloren hat. Das Spiel am 29. Oktober 1986 endete 4:1 für Österreich: zweimal Polster, zweimal Kienast, nur einmal Völler. Doch die Deutschen ärgerten sich danach weniger über die eigene Leistung als über die des Schiedsrichters. »Da verschlägt's einem die Sprache«, sagte der Teamchef Franz Beckenbauer anschließend. »Wenn ein Unparteiischer ein Spiel nicht ernst nimmt, dann soll er zu Hause bleiben.« Der hatte zwei umstrittene Elfmeter gegen die Deutschen gegeben und Lothar Matthäus vom Platz gestellt – wegen Schiedsrichterbeleidigung.

Inzwischen hat das Land so sehr an fußballerischer Geltung verloren, dass nicht nur Mauhart anzumerken ist, wie sehr ihn der Verfall bekümmert. Auch den Helden von einst macht die Gegenwart Sorgen. Wir haben Herbert »Schneckerl« Prohaska unter der Markise des Café Veit in Klosterneuburg getroffen, wo er sich darüber wunderte, dass Nachwuchsspieler aus Österreich heutzutage schon glauben, alles erreicht zu haben, wenn sie ihren ersten Vertrag im Ausland unterschrieben haben. Wir haben mit Hans Krankl im »Goleador«, der Sportbar gleich gegenüber dem Stadion vom SK Rapid Wien, darüber diskutiert, inwieweit der historische Triumph von Cordoba, an dem er maßgeblich beteiligt war, die Entwicklung des Fußballs bis heute behindert. Und wir saßen in den Stadien von Wien, Graz und Klagenfurt, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es um den österreichischen Fußball bestellt ist.

Bei einem Länderspiel, es war das 0:2 gegen Chile im

Sommer 2007, machte der Österreicher schließlich eine interessante Beobachtung: Der Deutsche begann, mit der österreichischen Nationalmannschaft zu leiden. Weil nur ein paar tausend Zuschauer im Stadion waren, die die Mannschaft mit einer Mischung aus Anfeuerungs- und Spottgesängen bedachten, weil man aber bis unters Dach spüren konnte, wie sehr die Spieler auf die Unterstützung ihrer Landsleute angewiesen waren, und weil sich die Partie so zu einem Geisterspiel vor einer Geisterkulisse entwickelte. Da sah der Österreicher aufs Spielfeld und sagte nichts. Er kennt das ja nicht mehr anders.

Dieses Buch ist so gesehen nicht nur ein Porträt über den österreichischen Fußball, dessen Wurzeln bis in die Zeit des K. u. k.-Reichs zurückreichen, sondern auch unser Beitrag zur österreichisch-deutschen Fußballvölkerverständigung.

Berlin, Oktober 2007

Stefan Adrian,
Kai Schächtele

Das unvollendete Erbe des M. D. Nicholson

Manchmal ist Fußball nicht nur ein Spiel, sondern auch ein Duell der Kulturen. Dann geht es weniger um das nackte Ergebnis als um den Wettkampf zwischen Tradition und Fortschritt, alten Werten und neuer Ordnung, konservativer Kurzsichtigkeit und visionärem Weitblick. Ganz besonders, wenn Österreicher und Deutsche aufeinandertreffen.

Als Österreich am 24. Mai 1931 in Berlin antrat, warteten 50 000 Zuschauer im vollbesetzten Grunewalder Stadion, darunter die gesamte FIFA-Prominenz und die internationale Sportpresse, gespannt auf den Anpfiff. Auf der einen Seite stand ein Team, das alles Moderne im Fußball repräsentierte: Die Spieler waren Profis, die in ihrer heimischen Liga in modernen Stadien auflieten und deren Trainer als Visionär des kontinentaleuropäischen Fußballs galt. Auf der anderen Seite standen Amateure, die einen Sport ausübten und keinen Beruf. Jahrelang hatte ihnen ihr Verband verboten, gegen professionelle Fußballer zu spielen, weil das angeblich unehrenhaft war. An diesem Tag im Mai durften sie sich zum ersten Mal mit echten Profis messen und waren ohne Chance. Mit sechs Toren schossen die, die ihren Lebensunterhalt mit dem Fußball verdienten, ihre vollkommen überforderten Gegner vom Platz. Unter großem Gejohle trugen die Berliner die Sieger anschließend über den Rasen, die deutschen Zeitungen jubelten am nächsten Tag, man habe ein »Wunderteam« gesehen. Sie meinten damit aber nicht ihre Landsleute – sie hoben die Österreicher in den Himmel. Das 0:6 ist die zweithöchste Niederlage, die eine deutsche Nationalmann-

schaft je hat einstecken müssen. Vier Monate später wollte sie eine Revanche. Sie reiste nach Wien und fuhr mit der Schmach eines 0:5 wieder nach Hause. Gleich zweimal hatte der österreichische Fortschritt gegen die deutsche Tradition einen triumphalen Erfolg gefeiert.

Es gab einmal eine Zeit, in der Österreicher mit dem überlegenen Lächeln einer Fußballweltmacht auf ihre Nachbarn herabblickten. Es war die Zeit, in der ihr Trainer Hugo Meisl nebenbei auch die Grundlagen für den Mitropa-Cup schuf, den europäischen Wettbewerb, der später einmal zur Champions League werden sollte. Es war die Zeit, als Österreichs Nationalmannschaft durch Europa reiste und mit ihrem trickreichen Spiel den ganzen Kontinent verzauberte. Es war aber auch die Zeit, als Charlie Chaplin der größte Filmstar der Welt war und Max Schmeling zum ersten deutschen Boxweltmeister wurde.

Wien, die ehemalige Hauptstadt der Habsburgmonarchie, hatte damals ihre Blütezeit als eines der kulturellen und wirtschaftlichen Zentren Europas bereits hinter sich. Doch für den Fußball war sie ein Laboratorium, hier entwickelte er sich schneller als irgendwo sonst. 1924 wurde in Wien die erste Profiliga auf dem Kontinent eingeführt. Es gab die größten und schönsten Stadien, Fußballer spielten in Filmen mit, warben für Joghurt und wurden in Liedern und Gedichten besungen. Die Vereine stürzten sich in Schulden, nur um die besten Spieler verpflichten zu können. Manche gingen daran zugrunde, andere wurden weltberühmt. Starrummel, geltungssüchtige Funktionäre, Vereinspleiten – was in den großen Ligen Europas heute zum Alltag gehört, hat Wien schon vor Jahrzehnten vorgelebt. In Österreich haben allerdings nur die Geltungssucht und der Hang zum Konkurs überlebt. Stars produziert das Land schon lange nicht mehr.

In den zwanziger und dreißiger Jahren etablierte sich

Österreich fest in der Weltspitze. Danach standen dem Land nicht nur Wirtschaftskrisen, Weltkriege und Fritz Walter im Weg – sondern auch immer wieder ein Kernproblem des österreichischen Fußballs. Österreicher schießen eigentlich nicht gern aufs Tor, erst recht nicht mit Gewalt. Es ist ihnen schlicht zu plump. Den Ball über den Platz zu tragen, kunstvoll zu kombinieren, als wäre der Fußballplatz eine Theaterbühne, das ist ihre Welt. Auf den Kasten aber wird nur geschossen, wenn sich wirklich keine Alternative mehr bietet. Will man jedoch jemandem die Schuld für diese österreichische Eigenart in die Fußballschuhe schieben, ist es ein Engländer: M. D. Nicholson.

Nicholson war einer jener Engländer, die sich zum Ende des 19. Jahrhunderts in Wien aufhielten, um von dort aus Geschäfte mit der Insel zu machen. Er brachte den Österreichern vieles nahe, was zum Fußball gehört: Tornetze zum Beispiel und eine ordentliche Schiedsrichterbeleidigung. Nachdem er sich in einem Spiel des Jahres 1897 um ein klares Tor betrogen glaubte (der Schiedsrichter beharrte darauf, nicht gesehen zu haben, dass der Ball wirklich durch die Pfosten hindurchgerauscht war), stapfte Nicholson wütend vom Platz und bestellte mit der nächsten Lieferung aus England ein paar Netze.

Von Nicholson lernten die Wiener außerdem, dass es manchmal hilft, den Ball einem Mitspieler zuzupassen statt sich allein durch drei Abwehrspieler zu wühlen. Er war es, der ihnen zeigte, dass es im Fußball auch so etwas wie Taktik gibt. Zu Ostern 1897 lud er das beste Amateurteam Englands ein, und die Universitätsmannschaft von Oxford führte den Spielern aus Wien vor, wie Raumaufteilung funktioniert und wie man ein Tor mit dem Kopf erzielt. Die Partien waren allerdings weniger eine Demonstration als eine Demontage. Die Oxfordler gewannen 13:0 und 15:0. Die Wiener gingen entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit

nicht beleidigt davon, sondern zogen vielmehr ihre Lehren aus den kapitalen Niederlagen. Ein Jahr später spielte mit dem FC Richmond erneut ein englisches Team in Wien, die Partie endete 1:1. Zum ersten Mal blieb eine Mannschaft vom Kontinent gegen Engländer unbesiegt.

Drei Jahre nach seiner Ankunft überließ Nicholson die Stadt ihrem Schicksal. Seine Mission war erfüllt, er hatte den Fußball populär gemacht. Alles Mögliche hatte er den Österreichern beigebracht, nur eines hatte er offenbar versäumt: seine Schüler vom Widerwillen zum Toreschießen zu befreien. Jahrzehnte später schrieb der Schriftsteller und Theaterkritiker Hans Weigel: »Die Art, wie Bundesdeutsche Fußball spielen – Pelé könnte für uns nicht so exotisch sein. Ihr spielt, um Tore zu schießen. Ihr habt ein Konzept. Wir sind begabt. Wir spielen philharmonischen Fußball. Tore schießen – das ist uns zu direkt. Dass Thomas Mann, dass Gerhart Hauptmann Tore schießt, kann man sich vorstellen. Aber Robert Musil, Franz Kafka?« Nicholson ist wohl etwas zu früh abgereist.

Kaum eine Fußballnation ist so hoch gestiegen und so tief gestürzt wie Österreich. Und es ist das tragische Schicksal dieses Landes, dass es dieses Erbe noch immer auf seinen mittlerweile schmalen Schultern mit sich herumschleppen muss – und daran meistens verzweifelt, statt daran zu wachsen.

Der österreichische Fußball der Gegenwart ist auf seinem historischen Tiefpunkt angekommen. In der Weltrangliste liegt das Land irgendwo zwischen Zypern und Katar. In der Fünf-Jahres-Wertung der UEFA ist das Land inzwischen so weit abgerutscht, dass sich die österreichischen Vereine seit der Saison 2007/2008 um Startplätze auf der europäischen Bühne erst bewerben müssen, nicht nur für die Champions League, sondern auch für den UEFA-Cup. Fest reservierte Plätze kriegen nur noch die anderen – und

das, wo in Österreich die Grundzüge des Europapokals einst erfunden worden waren.

Von dieser schweren Bürde handelt dieses Buch. Also vom Aufstieg des österreichischen Fußballs zu einem Riesen, der einmal auf Augenhöhe stand mit Italien und England, und davon, warum das Land trotzdem keinen einzigen ernst zu nehmenden Titel gewinnen konnte. Es erklärt, warum das Land auf fußballerische Zwergengröße schrumpfte, über das die Welt lachte, als es nicht mal mehr zu einem Sieg über die Färöer reichte. Es beschreibt, wie Österreich immer wieder für einen kurzen Moment auf die große Fußballbühne zurückkehrte, etwa 1978 mit dem 3:2 über Deutschland, um dann wieder für lange Zeit zu verschwinden. Es zeigt, dass sich gerade dieser Sieg über die verhassten Deutschen zu einer Art Fluch für den Fußball der Gegenwart verwandelt hat. Es berichtet von all den Besonderheiten des österreichischen Fußballs, den lustigen und den traurigen, den absurdem und den liebenswerten, die sich auf dem grünen Rasen genauso wie in den Hinterzimmern seiner Funktionäre abspielen.

Manchmal ist Fußball nicht nur ein Spiel, sondern auch ein Drama. Ein größeres als das um Österreich hat der Weltfußball nicht zu bieten.

Vom Los, immer der Erste sein zu wollen – Die Vienna, der Spiegel des österreichischen Leidens

Der Weg in die Vergangenheit führt in einen der vornehmesten Stadtteile Wiens. Döbling, 19. Bezirk. Herrschaftliche Villen mit großen Gärten reihen sich aneinander, gelegentlich schiebt sich die Straßenbahn durch die engen Gassen. Johann Strauß und Ludwig van Beethoven sollen hier, im Westen der Stadt, gern den Sommer verbracht haben. Es geht sehr ruhig zu in dieser Vorstadtidylle.

Doch Döbling hat schon ganz andere Zeiten erlebt. Inmitten der eleganten Häuser, an einem Hang gelegen, steht die traditionsreichste Fußballarena Österreichs: die Hohe Warte. Zur einen Seite ist das Spielfeld von einem gewaltigen Grashang begrenzt, der fast bis ans Spielfeld heranreicht. Gegenüber steht die kleine Haupttribüne mit dem wellenförmigen Dach, an den vier Ecken des Platzes strecken sich stählerne Flutlichttürme wie Strommasten in den Himmel. Als das Stadion 1921 eröffnet wurde, schwärmte das »Sporttagblatt« vom »smaragdgrünen Rasenteppich, wohlgepflegt und samtweich«. In die Lehnen, die vom Hügelwerk der Hohen Warte steil abfielen, seien Stufen geschlagen, »Sitzreihe hinter Sitzreihe steigt bis zum Rande des Abhangs, bis zu dem villenbedeckten Plateau der Hohen Warte empor«.

Nirgendwo auf dem Kontinent hatte man bis dahin ein prächtigeres Stadion gesehen, die Hohe Warte war eines der modernsten Europas. Über 80 000 Zuschauer fanden auf dem Hang, den Sitzbänken auf der Tribüne und den Logen für die Ehrengäste Platz. In Scharen strömten die

Wiener nach Döbling, wenn dort die Nationalmannschaft spielte oder ein Finale im Mitropa-Cup anstand, sie kamen mit der Stadtbahn oder mit dem Auto und legten das übrige Leben im Viertel lahm. Zum Länderspiel gegen Italien am 15. April 1923 versuchten sogar 100 000 Zuschauer, ins Stadion zu drängen, 20 000 mussten wieder nach Hause. Diejenigen, die hineingekommen waren, berichteten später von »unausgesetzter Lebensgefahr«, weil der Erdhang unter den Massen immer wieder in Bewegung geriet. Die draußen bleiben mussten, haben allerdings auch nichts versäumt, das Spiel endete torlos.

Inzwischen ist der grüne Rasenteppich abgewetzt, die Holzbänke auf der Tribüne sind abgesessen und die Logen verschwunden. Das einzige noch erhaltene Naturstadion Europas ist das gräserne Denkmal des österreichischen Fußballs. Gespielt wird hier aber trotzdem noch. Seit der Eröffnung ist das Stadion die Heimat des First Vienna Football Club 1894, des traditionsreichsten Vereins des Landes. Noch heute kann man die in den Grashang gehauenen Stufen erkennen, auf denen damals Zigtausende vor Begeisterung ihre Hüte in die Höhe geworfen haben. Doch der Hang ist inzwischen abgesperrt, er wird nicht mehr gebraucht. Nur gelegentlich verschwindet bei einem Spiel der Vienna ein Pärchen auf die Stufen, um ein paar Minuten allein zu sein. Für die rund 1000 Zuschauer, die im Schnitt auf die Hohe Warte kommen, reichen die drei schlichten Gerüstpodeste, die am Spielfeldrand aufgebaut sind, und die 120 Meter lange Tribüne allemal. So wie die Hohe Warte die glorreichen Tage des österreichischen Fußballs symbolisiert, spiegelt sich in der Vienna seine triste Gegenwart. Die Spuren aus der Vergangenheit sind in der Ferne noch zu erkennen, aber was sich direkt vor den Augen abspielt, ist nur mit viel gutem Willen zu ertragen.

Seit 2000 quält sich der Klub als »Fernwärme Vienna« –

ein Tribut an den Sponsor, ein Wiener Energieunternehmen, dem man den Vereinsnamen verkauft hat – durch die Regionalliga Ost, eine der drei dritten Ligen in Österreich, denn zur Jahrtausendwende war das Undenkbare passiert. Die große Vienna hatte sich vom Profifußball verabschiedet. Für viele war diese Vorstellung so absurd, als würden die Wiener Philharmoniker plötzlich beim Tanztee in der Provinz aufspielen, in ausgebeulten Hosen und mit verstimmten Geigen.

Trotzdem gibt es einen treuen Kern an Fans, der unerschütterlich zum Verein steht. Ein bunter Haufen aus Punkern und Anwälten, jungen Studenten und alten Damen hat sich damit abgefunden, dass die Vienna sich in der Drittklassigkeit eingenistet hat. Eigentlich ist es ihnen ohnehin nicht so wichtig, in welcher Liga der Verein gerade spielt. Die Regionalliga hat auch ihr Gutes, immerhin dauern die Fahrten zu den Auswärtsspielen nicht so lang. Dann hängen die Transparente eben an den Spielfeldbändern von Schwechat, Zwettl und Neusiedl und nicht in den wesentlich weiter entfernten Stadien von Salzburg, Klagenfurt oder Lustenau. »I bin seit 17 Jahren Vienna-Fan. Von einem Nicht-Aufstieg geht die Welt a net unter«, sagt ein Fan in dem wunderbaren Film »Es geht sich immer nicht aus«, der im Frühjahr 2006 entstand. Die Filmemacher hatten darauf gehofft, die Vienna beim Aufsteigen zu begleiten, immerhin stand der Verein zur Winterpause auf dem ersten Platz. Es kam wie so oft anders. Zwischen 2003 und 2007 wurde der Verein fünfmal in Folge Dritter, obwohl er die Vorrunde immer wieder als Tabellenführer beendet hatte. »Die Vienna – dös is was Spirituelles« – auch dieser Satz fällt in der Dokumentation. Anders ist wohl nicht zu erklären, warum es Fans gibt, die die Hoffnung auf den Aufstieg noch immer nicht aufgegeben haben. Auf röhrende Weise zeigt sich bei der Vienna, dass in Öster-

reich jeder, der sich trotz allen Kummers für den Fußball der Gegenwart begeistern möchte, eines braucht: die Fähigkeit, nie den Glauben zu verlieren.

Dabei hat die Vienna viel Erfahrung mit dem Gefühl, ganz vorn zu sein. Das fing schon bei der Gründung des Vereins an. Zum Ende des 19. Jahrhunderts war der Fußball auch nach Österreich geschwippt, und vor allem in Wien breitete sich das Spiel schnell aus. Die vielen Engländer, die wie M.D. Nicholson in der Hauptstadt des K.u.k.-Reichs lebten, vertrieben sich ihre freie Zeit mit Tennis, Cricket und Fußball, und bald kamen auch die Wiener selbst auf den Geschmack. Sehr zum Unmut der Obrigkeit, die in dem Spiel eine »narrische Ballschupferei« sah und es für ungeeignet hielt, die Jugend zu sozialem Verhalten zu erziehen. Die Mittelschüler »interessieren sich mehr für Balltreterei als für Ballistik und Balladen«, notierte ein pikierter Zeitungsredakteur. Wer auf den Wiesen im Prater kickte, wurde von den »Berittenen« verjagt, Schüler und Studenten mussten sich hinter Pseudonymen und aufgeklebten Bärten verstecken, um nicht den Rauschmiss von Schule oder Universität zu riskieren.

1894 wurde der erste Verein gegründet, und Wien, die große, stolze Metropole, wäre nicht Wien, wenn es nicht schon damals den ersten handfesten Krach gegeben hätte. In Döbling hatten sich die englischen Gärtner des Barons Nathaniel Rothschild mit ein paar Wienern zusammengetan, um auf der Kuglerwiese gegen den Ball zu treten, unweit des heutigen Vienna-Stadions. Die Wiese hatte ihnen der Baron zur Verfügung gestellt, nachdem er sie zuvor vom gepflegten Rasen seiner Parkanlagen vertrieben hatte. Am 22. August trafen sich die Fußballspieler im Gasthaus »Zur schönen Aussicht« und riefen einen Verein ins Leben. Die Farben Blau und Gelb wurden aus dem Wappen der Rothschilds übernommen, zum Vereinsemblem wurde

ein Ball bestimmt, um den sich drei Fußballerbeine ranken, der Name First Vienna sollte zum Ausdruck bringen, dass die Gärtner die Ersten gewesen waren mit der Idee eines Fußballklubs.

Auf den Praterwiesen im Zentrum der Stadt aber hatten sich Engländer mit demselben Plan versammelt. Die Mitinhaber eines Herrenausstatters und Vertreter einer englischen Schreibmaschinenfirma riefen den »First Vienna Cricket and Football Club« aus, allerdings einen Tick zu spät. Der Streit wurde auf dem Schreibtisch der K.u.k.-Statthalterei entschieden. Die Vienna durfte das »First« behalten, die Herrenausstatter benannten sich in »Cricketer« um. Mit großem Stolz bezeichnen die Vienna-Fans deshalb ihren Verein auch heute noch als »Erstgeborene«, wenn sie schon den Titel des Erstplatzierten immer wieder den anderen überlassen müssen.

Schnell wurde die Vienna zu einer festen Größe im Wiener Fußball. Man könnte genauso gut sagen: im österreichischen Fußball. Denn obwohl in Graz, der Hauptstadt der Steiermark, das erste in Österreich dokumentierte Fußballspiel stattfand, veranstaltet vom Akademisch-Technischen Radfahrverein am 18. Mai 1894, war das Land außerhalb der Hauptstadt von der Entwicklung so gut wie abgekoppelt. Bis weit ins 20. Jahrhundert war deshalb jeder Wiener Meister gleichzeitig auch der des ganzen Landes, und die Auswahlmannschaften aus Wien waren automatisch Nationalmannschaften. Die Stadt hat schon immer großen Wert darauf gelegt, etwas Besonderes zu sein in Österreich.

Um 1900 gab es bereits 45 Vereine in Wien, am 3. September 1911 startete die erste Liga und gehört damit zu den zehn ältesten der Welt. Die Vienna war einer der zwölf Gründungsvereine, 57 Jahre spielte sie anschließend durchgehend in der obersten Klasse. 1931 gewann der Verein erstmals die Meisterschaft und danach noch fünf

weitere Male, im selben Jahr holte er in einem rein österreichischen Finale den Mitropa-Cup. 1943, nach dem Anschluss Österreichs ans deutsche Reich, wurde die Vienna mit einem 3:2 über den LSV Hamburg deutscher Pokalsieger. Außerdem gab es noch drei österreichische Pokalsiege und zwei Siege im Challenge-Cup, dem Wettbewerb, der seit 1897 zwischen Mannschaften aus Prag, Budapest und Wien ausgetragen wurde. Die Vienna ist bis heute einer der erfolgreichsten Klubs des Landes.

Doch es ist nicht der Absturz in die Bedeutungslosigkeit allein, der sie zu einer Besonderheit im österreichischen Fußball macht. Anderen Traditionsvereinen wie dem Wiener Sportclub ging es noch schlechter: dreimal österreichischer Meister, einmal Cup-Gewinner, und anschließend bis in die Wiener Stadtliga durchgereicht. Das Außergewöhnliche an der Vienna ist, dass sie in ihrer Geschichte immer alles daran setzte, Erster zu sein, und wenn es nicht anders ging, dann eben im Scheitern. Diese urösterreichische Tugend, unter Einsatz aller verfügbaren Mittel zu versuchen, irgendwie und bei irgendwas an der Spitzte zu stehen, hat die Vienna verinnerlicht wie kein Zweiter.

1904 etwa war der Verein an einer vermeintlichen Revolution beteiligt. Die Sitten auf den Fußballplätzen waren immer rauer geworden, Spiele mussten abgebrochen werden, und auch die eindringlichen Appelle der Vereinsverantwortlichen, mit den Schiedsrichtern doch bitte mehr Geduld zu haben und sich auf den Tribünen nicht zu benehmen wie die Barbaren, änderten nichts. Der Fußball auf dem europäischen Kontinent hatte sein erstes Fanproblem. Der Sportredakteur einer Wiener Zeitung wollte sich das nicht mehr länger mit ansehen. Er schlug einen neuen Modus vor: die Spielwertung nach Pflicht und Kür. Neben den Toren sollten faires Auftreten, trickreiche Kombinationen, technische Raffinesse und taktisches Geschick be-

lohnt werden. Im April trafen sich die Vienna und die Cricketer zum so genannten »Propaganda-Match« für diese Idee. Die Cricketer erzielten fünf Tore, die Döblinger zwei. Nach dem Schlusspfiff steckten die fünf Juroren ihre Köpfe zusammen und verkündeten, lange nachdem die Spieler in der Kabine verschwunden waren, das Endergebnis: Cricketer 155 4/5, Vienna 67. Es war das erste Spiel dieser Art – und das letzte.

Auch danach hatte die Vienna immer wieder die Nase vorn. Der erste österreichische Fußballlegionär kam aus ihren Reihen, Tormann Karl Pekarna wechselte zu den Glasgow Rangers. Zum zehnten Geburtstag hatte die Vienna ein Turnier mit den Rangers und dem Boldklubben aus Dänemark organisiert. Weil sich dessen Torhüter am Vortag verletzt hatte, überließen die Wiener den Dänen ihren Mann für das Spiel gegen die Schotten, mit dem Ergebnis, dass der anschließend den Verein in Richtung Schottland verließ. Er war der erste ausländische Spieler auf der Britischen Insel. Sieben Jahre nach der Eröffnung der Hohen Warte fand 1928 unter der Beteiligung der Vienna das erste Nachtspiel statt, mit ein paar Fackeln und einem in Kalk getunkten Ball. Knapp 30 Jahre später spielte die Vienna zum ersten Mal in Wien unter Flutlicht, wieder mit knappem Vorsprung: Zehn Tage später zog das Wiener Praterstadion nach.

Natürlich hat auch der Anfang vom schleichenden Verfall der Vienna mit der Sucht nach Platz eins zu tun. Für die Saison 1985/86 verpflichtete sie den argentinischen Weltmeister Mario Kempes. Der Torschützenkönig der WM 1978 und Südamerikas Spieler des Jahres wechselte nach Österreich, und die »Kronen-Zeitung« schrieb: »Das ist ungefähr so, als wäre der Papst ab Frühjahr der Pfarrer von Grinzing.« Aber auch der Fußballapostel von der Hohen Warte konnte keine Wunder vollbringen. Die Vienna

wurde am Ende Achter einer Zehnerliga und stieg nur wegen des besseren Torverhältnisses nicht ab. Nach nur einer Saison zog Kempes weiter nach St. Pölten.

Ein letztes Mal bäumte sich die Vienna danach auf, erreichte den UEFA-Pokal und ein österreichisches Cup-Finale, danach versank sie immer tiefer im finanziellen Schlamassel. Erster war sie jetzt höchstens noch im Schuldennachen. Die strahlende Schönheit der Vergangenheit hatte sich in eine abgetakelte Diva verwandelt, die sich hinter einer billig überschminkten Fassade versteckte. Nach dem Abstieg in die Regionalliga im Jahr 2000 war sie mit über vier Millionen Euro Schulden am Ende. Hätte der Generaldirektor der Nationalbank nicht zufällig einen Blick hinter ihre Maske geworfen, hätte man die alte Dame zu Grabe tragen müssen.

Adolf Wala, der in Döbling wohnt, hat als Kind selbst bei der Vienna gespielt. Eines der letzten Projekte vor der Pensionierung war der Neubau einer Wohnanlage ganz in der Nähe der Hohen Warte. Die Vienna musste dafür einen Parkplatz aufgeben, es wurde hart verhandelt, und irgendwann im Laufe der Gespräche sah Wala, wie schlimm es um seine alte Liebe stand. »Der Verein war mehr tot als lebendig, total überschuldet und ohne jede Perspektive«, erzählt der Mann mit den strahlend weißen Haaren. »Ich habe mir gesagt: Das darf nicht sein. Auf der Hohen Warte hat das Wunderteam gespielt, dort haben Boxkämpfe stattgefunden, und die Aida wurde aufgeführt. Man muss die Vienna retten.« Als er nach fast 50 Jahren bei der Bank in Rente gegangen war, rief Wala alte Freunde zusammen, Finanzexperten und Juristen, stellte einen Fünf-Jahres-Plan auf und ließ sich zum Präsidenten wählen. Nur widerwillig zwar, seinen Ruhestand hatte er sich eigentlich anders vorgestellt, aber in einer Situation von existenzieller Not hatte er keine andere Wahl.

Zugute kam ihm dabei, dass die Nachricht vom Zustand der Vienna schon die Universitäten erreicht hatte. Walas Sohn Thomas arbeitete als wissenschaftlicher Assistent an der Wiener Universität und schlug drei Wirtschaftsstudenten vor, eine Analyse darüber zu erstellen, wie die Vienna zu retten sei. Die Diplomanden sahen sich dazu die Bilanzbücher des Vereins an, befragten Fans und sprachen mit Funktionären anderer Klubs, die vorgemacht hatten, wie man auch in Österreich vernünftig und seriös wirtschaften kann. Auf der Grundlage ihrer Untersuchungen erarbeiteten sie Ideen, wie der Verein in Zukunft effizienter arbeiten könne. »Manche Empfehlungen waren im Grunde banal«, erzählt Georg Dum, einer der Autoren, »aber bei der Vienna hat es schon allein daran gemangelt, dass niemand die Stadiontoiletten benutzen wollte, weil die so furchtbar waren.« Die Arbeit wurde mit »sehr gut« bewertet.

Wenn die Vienna in das Unterhaus der Bundesliga aufgestiegen sei, in die so genannte Erste Liga, dachten die Studenten, dann würden sie sich womöglich an eine Promotion über die Frage machen, wie man den Verein zurück nach ganz oben führen kann. Doch vorher mussten sie den Verantwortlichen erst einmal klarmachen, dass das so lange nichts wird, wie die Vienna einen Kader hat, der so teuer ist, dass zur Hälfte der Saison kein Geld mehr in der Kasse ist. Denn bei der Vienna galten lange Zeit dieselben Gesetzmäßigkeiten wie in vielen anderen Vereinen in Österreich, egal, ob sie sich für die Qualifikation zur Champions League strecken oder für den Aufstieg in die Erste Liga. Die Verantwortlichen lassen sich immer wieder auf dasselbe waghalsige Glücksspiel ein. Sie investieren hohe Summen in überteuerte Spieler, die sie sich eigentlich nicht leisten können. Dann hoffen sie auf den sportlichen Erfolg, der das ausgegebene Geld wieder hereinspült. Auch bei der Vienna hatte das nicht geklappt.

Punkt für Punkt arbeiteten die alten Männer um Wala die Vorschläge aus der Diplomarbeit ab. Zunächst wandten sie mit ein paar Feuerwehraktionen den Kollaps ab, anschließend verhandelten sie im Stillen mit den Gläubigern darüber, einen Teil der Schulden zu erlassen. Im nächsten Schritt ersetzten sie die alten, satten und teuren Spieler durch junge, hungrige und vor allem günstigere. Dann warteten sie geduldig auf den sportlichen Erfolg. So haben Wala und seine Freunde es geschafft, den Verein wieder auf gesunde Beine zu stellen. Ohne den Weg in den Konkurs antreten zu müssen, wie er stolz betont. Denn dass eine alte Dame öffentlich um Unterstützung bitteln muss, das war für den Herrn alter Schule unvorstellbar.

Vier Jahre nachdem Wala sich zum Präsidenten hatte wählen lassen, war der Verein schuldenfrei und plötzlich das leuchtende Beispiel dafür, dass es auch anders geht in Österreich. »Die Vienna ist so etwas wie die Antithese zum österreichischen Fußball«, sagt Wala, der manchmal entsetzt war darüber, wie die anderen Vereine wirtschaften. »Wir zahlen pünktlich unsere Steuern, die Krankenkassenbeiträge und die kommunalen Abgaben. Andere Vereine sagen, sie machen das auch, aber man muss sich schon wundern, dass manche nicht einmal eine Steuernummer haben. Wir haben dadurch schon einen Konkurrenznachteil.« Dass die Vienna deshalb mit Gegnern nicht mehr mithalten kann, die mehr Energie in ihre Mannschaften stecken und weniger in eine saubere Buchführung, nimmt er hin. Dafür kann er seinen Angestellten zu jedem 15. pünktlich ihr Gehalt überweisen. Das ist in Österreich, wo Vereine in regelmäßiger Folge in den Konkurs gehen, keine Selbstverständlichkeit mehr. Wenigstens in *puncto* Seriosität und Finanzdisziplin nimmt die Vienna heute wieder einen Spaltenplatz ein.

Ob die Erstgeborene jemals wieder dort ankommen

wird, wo sie nach Meinung vieler Österreicher hingehört: Wala ist skeptisch. »Jeder Sponsor muss sich bewusst sein, dass das hier eine längere Geschichte wird«, sagt der 70-Jährige. Es sei in Österreich überhaupt sehr schwer geworden, jemanden zu finden, der bereit ist, in den Fußball zu investieren, erzählt er. »Wir haben zum Beispiel mit einer namhaften Firma um eine kleine Summe verhandelt. Aber es wurde uns gesagt, dass man sich momentan im österreichischen Fußball lieber nicht engagieren will.«

So bleibt der Vienna nichts anderes übrig, als sich Stückchen für Stückchen nach oben zu kämpfen. Natürlich, sie könnte sich auch wieder ein bisschen herausputzen und zum Beispiel die Hohe Warte herrichten. Man könnte die Gerüstpodeste abbauen und in den Hang eine kleine Tribüne setzen, dann kämen vielleicht auch wieder mehr Leute nach Döbling. Aber das kostet alles sehr viel Geld. Und das würde sich nur lohnen, wenn die Vienna endlich auch auf dem Rasen mal wieder Erster würde. Bis Georg Dum und seine Kollegen mit der Arbeit an ihrer Promotion beginnen können, werden wohl noch ein paar Jahre vergehen.

Es geht nicht ohne, es geht nicht mit – Rapid und Austria, die Antipoden aus der Hauptstadt

Der Herbst 2006 hatte für viele Fußballanhänger in Österreich etwas sehr Verstörendes. Zum Ende der ersten Saisonhälfte standen auf den letzten Tabellenrängen, dort, wo sonst nur Kellerkinder aus Altach oder Eintagsfliegen wie Untersiebenbrunn um jeden Punkt grätschen, mit dem Sportklub Rapid Wien und dem Fußballklub Austria Wien die beiden prominentesten Vereine des Landes mitten im Kampf gegen den Abstieg. Vorneweg in der Meisterschaft nahm die mit viel PR-Geld hochgepumpte Betriebsmannschaft von Red Bull Salzburg die Konkurrenz auf die Hörner, dahinter teilten sich lästige Provinzmannschaften wie Mattersburg, Ried und Pasching das Feld. Die Austria auf Rang zehn, Rapid einen Platz davor: Es war eine einzigartige Konstellation in der langen Tradition der zwei erfolgreichsten Klubs, die nach dem »Old Firm« in Glasgow das am zweithäufigsten ausgetragene Stadtderby Europas spielen. Als Österreich ein paar Monate später in der FIFA-Weltrangliste hinter kickende Hochkaräter wie die Kapverdischen Inseln zurückfiel, fühlte sich mancher an einen Satz von Joschi Walter erinnert. Der legendäre Geschäftsführer der Austria, der den Verein zum erfolgreichsten Klub der Nachkriegsgeschichte gemacht hatte, sagte einmal: »Wenn es der Austria gut geht, geht es dem österreichischen Fußball gut.« Und jetzt erging es gleich beiden Großklubs aus der Hauptstadt so schlecht wie niemals vorher in ihrer Geschichte.

Austria, die launische Diva und Cup-Rekordhalter, und Rapid, der massige Kämpfer und Rekordmeister, auf dem

Weg in die Zweitklassigkeit? Ein für unvorstellbar gehaltenes Szenario wurde plötzlich zur realen Schreckensvision. Doch dass die beiden Klubs in diesen trüben Wochen so nah am Abgrund standen, war weniger eine Momentaufnahme als vielmehr die Folge einer Entwicklung, die schon viel früher eingesetzt hatte und die man – in guter Wiener Tradition – erst wahrhaben wollte, als es fast zu spät war.

Das Schicksal der großen Antipoden des österreichischen Fußballs verdeutlicht den sportlichen Abstieg des österreichischen Fußballs insgesamt. Wer den Gegensatz zwischen Rapid und Austria, der das Land in zwei Gruppen spaltet, versteht, begreift auch die österreichische Gesellschaft: die historische Rivalität zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, die Konkurrenz von Geld und Leidenschaft und das Aufeinanderprallen intellektuellen Feinsinns und derber Begeisterung. Violett (die Farbe der Austria) oder grün-weiß (Rapid) – das ist die Frage, bei der sich in Österreich jeder be- oder zumindest auskennen muss. Von Beginn an war der Fußball in Österreich urwienerisch geprägt, und wie in kaum einem anderen Land Europas hat er sich im Gegensatz zwischen der Hauptstadt und dem Rest – oder vielmehr: zum als Provinz empfundenen Rest – des Landes entwickelt.

Der populärste Klub des Landes wurde 1898 ursprünglich als »1. Arbeiter Fußball-Club« gegründet, wegen behördlicher Probleme musste er sich jedoch bald umbenennen und tat dies in Anlehnung an die Berliner Rapide 93, von deren Fußball die Gründer beeindruckt waren. Die Namensänderung wirkte sich bald auf den sportlichen Erfolg aus. Hatte man in den ersten Monaten des Bestehens noch herbe Schlappen einstecken müssen – etwa ein 0:20 gegen den WAC –, emanzipierte sich die forsch Rapid rasch. Schon früh definierten sich die Grün-Weißen, die in ihren ersten Jahren noch in Blau-Rot antraten, über Wil-

len, Kampfkraft und kollektive Leidenschaft. »Rapidgeist ist, bei 8:0 weiter anzugreifen«, so hat es der Ex-Rapidler Erich Fak einmal ausgedrückt. 1911 gewann der Verein die erstmals ausgetragene Meisterschaft und stellte nach dem Ersten Weltkrieg mit Josef »Tank« Uridil den ersten Star, der sich mit Werbung und sogar einem Spielfilm medial vervielfältigte. Der Foxtrott-Song »Heute spielt der Uridil« gehört heute noch zum Gedächtnis der Stadt, auch wenn ihn inzwischen nur noch wenige selbst je gehört haben. Uridil war aber die Ausnahme in einem Verein, dessen Führung bereits früh auf personelle und ökonomische Kontinuität setzte und das Aufkommen von Startum und Heldenverehrung verhinderte, wie es bei der Austria, der Vienna oder dem jüdischen Klub Hakoah verbreitet war. Der Vorstadt- und Arbeiterverein beschwore die Tugenden der moralischen und physischen Überlegenheit, er setzte auf die Stärke des Miteinanders, was so weit ging, dass zeitweise alle Spieler das gleiche Gehalt bezogen.

Im Gegensatz zur Geburt der Rapid steht der Kaiserschnitt des FK Austria für die Gründung eines bürgerlichen City-Klubs. 1911 spalteten sich die Violetten von den Cricketern ab und firmierten zunächst als Amateure, mit dem Auftrag, das elegante Spiel zu kultivieren. In der Vereinsbroschüre aus dem Jahre 1920 etwa ist zu lesen: »Die Violetten repräsentieren eine eigene Marke im Wiener, ja im österreichischen Fußballleben. Sie waren nie das, was man eine ›harte‹ Mannschaft nennt, wohl weil ihr Verein lange Zeit in mindestens demselben Maße darauf bedacht war, Gesellschafts- wie Fußballklub zu sein. Die Mehrzahl der Spieler waren Intellektuelle, Studenten und Kaufleute. An der Spitze stand ganz unabsichtlich fast stets ein Doktor oder ein Professor.« Bereits in den Anfangsjahren entstand der Ruf, der an der Austria bis in die Gegenwart klebt: dass sie ein von der Eitelkeit ihrer Funktionäre dominierter